

Kaji Motojiros "Fliegen im Winter"

Stefan Wundt

Fliegen im Winter

Eine Winterfliege, was ist das?

Eine vor Altersschwäche hinkende Fliege. Eine Fliege, die nicht davonläuft, wenn man ihr mit dem Finger zu nahe kommt. Eine Fliege, die doch fliegt, auch wenn man glaubt, sie könne es nicht. Wo ist nur ihre Widerspenstigkeit und ihre widerwärtige Behendigkeit vom Sommer geblieben? Ihre Farbe ist in trübem Schwarz, und ihre Gestalt und ihre Flügel sind zusammengeschrumpft. Ihre schmutzigen Eingeweide sind gespannt, und ihr Bauch ist so dünn und abgemagert wie eine Papierschnur. Solche Fliegen krabbeln, wenn wir nicht aufpassen, geschwächt und sich vor Kälte krümmend auf unserem Bettzeug herum.

Vom Winter bis zum Vorfrühling sieht man ganz bestimmt mindestens einmal solche Fliegen. Das sind Winterfliegen. Und ich habe mich entschlossen von einigen, die diesen Winter in meinem Zimmer waren, eine kleine Geschichte zu schreiben.

I

Der Winter war da, und ich begann in der Sonne zu baden. In der Schlucht ist ein Badehotel, das unmittelbar von der Sonne bestrahlt wird. Die Landschaft des Tales liegt bis zum späten Morgen im klaren Sonnenschatten. Schließlich gegen zehn Uhr strahlt das von dem dem Tal gegenüberliegenden Berg gestaute Sonnenlicht hell und klar herein. Wie ich aus dem offenen Fenster blicke, tummeln sich emsig Bremsen und Bienen wie Leuchtpunkte in der Luft des Tales. Weißlich glänzende Spinnenfäden spannen sich zu einem Bogen und fließen allmählich

auseinander. (Auf diesen Fäden sitzen, was soll ich sagen, wie Himmelsfeen die Spinnen. Und es ist, als ob sie ihre eigenen Körper von einem Felsen im Tal zum anderen schleppen wollten). Insekten! Ja, tatsächlich, Insekten! Sogar zu Winteranfang besteht anscheinend ihre Tätigkeit in der Luft zu weben. Das Sonnenlicht beginnt die Wipfel der Eichen zu färben. Und von den Wipfeln scheint so etwas wie weißer Wasserdampf emporzusteigen. Ob wohl der Reif schmilzt? Ob der geschmolzene Reif sich in Dampf auflöst? Nein, das sind auch Insekten. Wie feine Körnchen schwärmen die beflügelten Insekten im Wind, und werden von der Sonne bestrahlt.

Ich bleiche am weit offenen Fenster meinen halbentblößten Körper und blicke zum Himmel über dem Tal empor, der so belebt ist wie ein Binnenmeer. Und dann kommen sie. Sie kommen von der Decke meines Zimmers herab. Im Schatten der Sonne wirken sie altersschwach und gebrechlich, doch wenn sie zum Sonnenlicht herabsteigen, erwacht ihr Tatendrang zu neuem Leben. Es läuft mir kalt über den Rücken, wie sie sich auf meinem Unterschenkel niederlassen, die Vorderbeine hochheben, als wollten sie sich unter der Achselhöhle kratzen, und sich dann beide Hände reiben. Ehe man sich versieht, fliegen sie entkräftet in die Höhe und verwickeln sich zu einem Knäuel. Wie ich sehe, daß sie sich so sehr nach Sonnenlicht sehnen, empfinde ich mit ihnen fast mitleidvolles Verständnis. Jedenfalls scheint ihr Gesichtsausdruck nur im Sonnenlicht zu frohlocken. Und solange das Fenster offen ist, wollen sie auch nicht einen einzigen Schritt aus der Sonne weichen. Bis die Sonne gestiegen ist, spielen sie in dem sich ständig ändernden Sonnenlicht. Auch Bremsen und Bienen, die sonst vor Lebendigkeit sprühend umhertollen, haben nicht die geringste Lust nach draußen zu fliegen. Warum ahmen sie einen Kranken wie mich nach? Doch irgendwie haben sie so etwas wie einen "Lebenswillen"! Sie vergessen nicht, im Sonnenlicht sich zu paaren? Denn so weit sind sie dem Tod nicht entfernt!

Wenn ich in der Sonne bade, gehört es schon zu meinem Tageslauf, sie in meiner Nähe zu beobachten. Aus einer schwachen Neugier und einer gewissen Vertrautheit mit ihnen habe ich nicht die Absicht, sie

umzubringen. Auch sind noch keine Spinnen wie im Sommer da, die die Fliegen grausam verfolgen. Und so kann man sagen, daß sie vor äußeren Feinden sicher sind.

Doch jeden Tag gehen wenigstens zwei von ihnen zugrunde. Es gibt keine Rettung für sie. Ich habe eine Milchflasche. Wenn ich sie ausgetrunken habe, stelle ich sie ins Sonnenlicht. Und jeden Tag gibt es einige Kerle, die da hineinkriechen und nicht mehr herauskommen. An der Innenseite der Flasche klettern sie nach oben, die an ihrem Körper haftende Milch schleppend, aber kraftlos fallen sie schon unterwegs wieder nach unten. Das beobachte ich manchmal. Und wenn ich denke, jetzt ist es soweit, dann glaubt das auch die Fliege, sie hört auf sich zu bewegen, und stürzt herab, gerade so als ob es geplant wäre. Es war bestimmt grausam, so etwas zu beobachten. Aber ich bin zu träge, als daß mir mein Gefühl sagen könnte, ich müßte ihnen helfen. So werden sie, wie sie sind, von dem Dienstmädchen weggetragen. Ich kann nicht einmal darauf achten, ob der Deckel geschlossen ist oder nicht. Am anderen Tag kriecht jeweils wenigstens eine Fliege hinein, und das ganze wiederholt sich von neuem.

Lieber Leser, jetzt schwebt dir sicherlich das Bild von Fliegen und einem Mann, der in der Sonne badet, vor Augen. Aber sowie ich über das Sonnenbad geschrieben habe, möchte ich auch gleich über das Thema "Ein Mann, der beim Sonnenbad die Sonne haßt" schreiben.

Das ist schon mein zweiter Winter hier. Ich bin nicht hierhergekommen, weil ich diese Berge so sehr liebe. Ich will so schnell wie möglich in die Großstadt zurück. Und in Gedanken an meine Rückkehr ist schon der zweite Winter vergangen. Wieviel Zeit auch vergeht, ich werde von meiner Mattigkeit nicht befreit. Jedesmal, wenn ich in Erinnerungen an die Großstadt schwelge, schreibe ich in meiner Erschöpfung manches, das von Hoffnungslosigkeit erfüllt ist. Und das wird sich auch eine ganze Weile nicht ändern. Auch der Tag, den ich zuerst für meine Rückkehr in die Großstadt bestimmt habe, ist schon längst vorbei, und es gibt weder seinen Schatten noch seine Gestalt. Auch wenn ich in der Sonne bade, nein, gerade weil ich in der Sonne bade, denke ich haßerfüllt

an die Sonne. Denn schließlich ist das eine Sonne, die ausgerechnet mich nicht zum Leben erweckt. Eine Sonne, die mich mit einer hinreisenden Lebensillusion zu täuschen versucht. Oh, meine Sonne! Wie eine liederliche Leidenschaft erregt die Sonne meinen Ärger. Sie ist nicht wie ein Pelzumhang, sondern wie eine gesteierte Jacke beengt sie mich. Ich wälze mich wie wahnsinnig vor Schmerzen und will sie zerreißen. Ich sehne mich innigst nach der Freiheit mit ihrer grimmigen Kälte.

Eine solche Stimmung beim Sonnenbad hat bestimmt seinen Grund in den sogenannten physiologischen Veränderungen des Körpers, bei denen der Blutkreislauf belebt wird und danach das Gehirn abstumpft. Stechende Qualen werden gemildert, mollig warm ergreift ein Wohlbehagen das Herz, doch zugleich empfindet man ein bedrückendes Unbehagen. Dieses Unbehagen nach dem Sonnenbad wirkt mit seiner unsagbar nichtigen Erschöpfung auf einen kranken Menschen niederschmetternd. Wahrscheinlich, weil ich diese verabscheue, sind in mir derartige Haßgefühle entstanden.

Doch nicht nur darin bestehen meine Haßgefühle sondern eher noch in der Wirkung der Sonne auf die Landschaft und in der Wirkung des Auges.

Als ich noch in der Großstadt war, das war kurz vor Winteranfang, empfand ich jeden Tag eine grenzenlose Zuneigung zu dem Sonnenschatten, der in der Landschaft vor meinem Fenster verblaßte. Ich betrachtete mit einem kaum zu unterdrückenden Gefühl von Reue und Gereiztheit den die Landschaft gleichsam in Tusche hüllenden Schatten. Um den Sonnenuntergang zu sehen, lief ich wie ein Verzweifelter hinaus und ging in der unübersichtlichen Stadt hastig auf und ab. Nun habe ich jene Sehnsucht nicht mehr. Ich verneine keineswegs jenes Glücksgefühl, das von einer sonnenbestrahlten Landschaft ausgeht. Doch jenes Glück verletzt mich jetzt und deshalb hasse ich es.

Auf der anderen Seite des Tales werden die Berghänge von Zedernhainen bedeckt. Ich habe in jenen Zedernhainen immer das Gefühl, von den Sonnenstrahlen betrogen zu werden! Wenn von ihnen mein Arbeitszimmer bestrahlt wird, sehe ich nichts weiter als eine Anhäufung der

schillernden Zedernpracht. Diese kann man nah und fern, wenn das Abendlicht sich in seine vom Himmel wiederspiegelnde Lichtstrahlen verwandelt, klar erkennen. Baum für Baum zeigt eine unerschütterliche Würde, dicht nebeneinander stehend kommt schließlich jeder von ihnen zur Ruhe. Und einen in meinem Arbeitszimmer nicht wahrzunehmenden Bereich kann man sich hier und dort in den prachtvollen Zedernreihen vorstellen. Die Eichen und Kastanien im Tal haben wieder ihre grünen Blätter, nur einem sind die Blätter abgefallen, und an seinen kahlen Ästen hängen scharlachrote Früchte. Jene Farbe schwächt sich ab, als ob durch mein Arbeitszimmer weißer Staub weht. Sie wird am Abend durch die Frische, an der sich die Augen ständig festsaugen, klar. Das liegt nicht nicht daran, daß ursprünglich zu einer Sache eine Farbe gehört. Das kann ich daher auch nicht bezweifeln. Aber für die direkten Lichtstrahlen gibt es folgende Regel: Die Farbe eines Gegenstandes wird von der Farbe der Umgebung und der richtigen Harmonie zerstört. Aber nicht nur das. Es gibt nämlich die Totalreflexion. Durch den Gegensatz von Sonnenschatten und Sonnenlicht entsteht so etwas wie eine Finsternis. Es gibt wohl verschiedenerlei Trübungen. Und alle diese Dinge tragen zu dem Landschaftsbild, das von der Sonne bestrahlt wird, bei. Darin besteht die entspannte Stimmung, die Abstumpfung der Nerven und die Täuschung der Vernunft. Dies ist der Inhalt, der jenes Glück symbolisiert. Wahrscheinlich die Bedingung für das Glück auf dieser Welt.

Ich mußte schon früher auf die Abendsonne, die auf der Gegenseite das Tal kühl versinken läßt warten, auf das majestätische Gebot, nach dem die Dämmerung sich nur für ganz kurze Zeit auf der Erde halten kann. Nachdem die Sonne vom Erdboden verschwunden war, ließen die vom Himmel widergespiegelten Strahlen die Pfützen auf den Wegen weißlich aufleuchten. Und auch wenn man dabei kein Glück empfindet, so gab es doch dabei ein Landschaftsbild, das meine Augen leuchten ließ und mein Herz durchdrang.

"Sonne! Du unverschämter Kerl! Verschwinde! Schnell! Magst du der Landschaft auch noch so viel Liebe schenken und die Winterfliegen wieder zum Leben erwecken, mich kannst du nicht verdummen. Ich

spucke auf deine Schüler, die Anhänger vom Licht im Freien. Das nächste Mal, wenn ich meinen Arzt treffe, werde ich mich beschweren!"

In den Sonnenstrahlen wird meine Wut immer größer. Doch das ist sozusagen "der Wille zum Leben." Im Sonnenlicht hört auch das ständige Verlangen der Fliegen nicht auf. Sogar der Kerl in der Flasche klettert beständig nach oben, fällt herab, klettert wieder nach oben und fällt wieder herab.

Schließlich beginnt die Sonne zu steigen und verbirgt sich in den hohen Kastanienwäldern. Die direkten Sonnenstrahlen verwandeln sich nun in kaum wahrnehmbares, gestreutes Licht. Der Schatten der Fliegen und der meiner Waden wird von einer wundersamen Frische umgeben. Und ich werfe mir meinen Mantel über und schließe das Glasfenster.

Am Nachmittag will ich lesen und schreiben. Und wieder kommen sie zu mir. Sie kleben an meinem Buch, und auf jeder Seite, die ich umgeblättert habe, ist der Körper einer Fliege eingeklemmt. Sie sind viel zu langsam auf ihren Beinen, als daß sie fliehen könnten. Es ginge noch, wenn sie nur zu langsam auf den Beinen wären, aber allein schon unter dem geringen Gewicht des Papiers werden sie wie von einer Fischreuse festgehalten, fallen auf ihren Rücken, und die Fischreuse müßte schon längst geleert werden. Ich habe nicht die geringste Lust, sie umzubringen. Und gerade dann, besonders beim Essen, ist die Schwäche ihrer Beine besonders lästig. Wenn sie sich auf den Speisen des Eßtisches niederlassen, muß man ganz besonders langsam seine Eßstäbchen bewegen. Sonst werden die Fliegen zerdrückt und die Spitzen der Eßstäbchen schmutzig. Es gibt aber auch solche, die davonspringen und in die Suppe hineinfallen.

Das letzte Mal sah ich sie am Abend, als ich zu Bett ging. Sie klebten alle an der Decke. Steif, als ob sie tot wären. In der Tat, wenn sie sich trotz ihrer schwachen Milz im Sonnenlicht tummeln, dann habe ich das Gefühl, daß sie sich ihres neuerwachten Lebens erfreuen. Es kommt vor, daß einige Tage nach ihrem Tod sogar ihre Eingeweide austrocknen, und die Fliegen von Staub beschmutzt herabfallen, aber trotzdem erwachen solche Kerle ganz unverschämt wieder zu neuem

Leben und vergnügen sich. Nein, so was kann doch nicht wahr sein. Doch allein so eine Vorstellung kann man schon ihrem bloßen Schein nach genügend entschuldigen. Jene nämlich haften jetzt festgefroren an der Decke. Man glaubt wirklich, sie seien gestorben.

Und als ich vorm Schlafengehen sie, die mir wie ein Spiegelbild ähnlich sind, von meinem Kopfkissen aus beobachte, durchdringt mein Herz ein einsames Gefühl von tiefer Nacht. Es gibt Nächte, in denen in dem Gasthof in der winterlichen Schlucht außer mir keine anderen Gäste übernachten. In den freien Zimmern sind die Lichter gelöscht. Und beim Einbruch der Dunkelheit überkommt mich eine Stimmung, als ob ich in einer Schloßruine übernachtete. In der wilden Einöde meiner Phantasie taucht vor meinen Augen eine Szene von fast angsterregender Frische auf. Das ist eine Badewanne in der Nähe des Tales, die mitten in der Nacht Meeresduft ausströmt und von durchsichtigem heißen Wasser überläuft. Und jene Szene verstärkt meinen Eindruck von einer Schloßruine. Wenn ich die Fliegen an der Decke beobachte, empfindet mein Herz eine solche Tiefe der Nacht. In der Tiefe der Nacht weitet sich mein Herz. Und in dieser Nacht ist nur ein einziges Zimmer wach und zwar das meinige. Die Fliegen hängen wie zu Tode erstarrt an der Decke meines Zimmers, in das zugleich mein Gefühl von Verlassenheit zurückkehrt.

Das Feuer im Kohlebecken wird schwächer, der das Fenster benetzende Wasserdampf löst sich langsam von oben herab auf. Dabei bemerke ich, wie melancholische, fischrogenähnliche Kreuzmuster, eine nach dem anderen, auftauchen. Das war im ersten Winter. Stundenlang bildete jedenfalls der sich auflösende Wasserdampf jene Kreuzmuster. In der Ecke des Tokonoma standen mit dünnem Staub bedeckt die leeren Arzneiflaschen. Ich empfand irgendwie Müdigkeit und Schwindeln. Meine Schwermut gab es wohl in den anderen Zimmern nicht, kann sie denn überhaupt die Winterfliegen am Leben erhalten. Während ich so in diesem Zustand einige Zeit verharrete war mir, als ob eine Wildente herankam.

Wenn ich mit meinem Herzen an solchen Dingen hänge, kann ich

stundenlang nicht schlafen. Und wenn ich nicht schlafen kann, taucht vor meinen Augen der Stapellauf eines Kriegsschiffes auf. Dann erscheint mir jeder einzelne Vers der "hundert Gedichte von hundert Poeten" vom Ogura, und ich grüble über ihre Bedeutung nach. Zum Schluß stelle ich mir einen ganz grausamen Selbstmord vor, und durch solch eine Anhäufung von Phantasien versuche ich den Schlaf anzulocken. In einem Zimmer des leeren Gasthofs in der Schlucht. In dem einen Zimmer, wo die Fliegen wie zu Tode erstarrt an der Decke kleben.

II

Es war ein klarer, warmer Tag. Am Nachmittag brachte ich einen Brief zur Dorfpost. Ich war müde. Als ich aber ins Tal hinabgestiegen war und nur noch drei-oder vierhundert Meter zum Gasthaus gehen mußte, war mir das lästig. Da kam ein Omnibus vorbei. Als ich ihn erblickte, hob ich unwillkürlich die Hand und stieg ein.

Jenes Auto war eines von denen, die auf den Landstraßen fahren, und über seine Besonderheiten von selbst sprach. Die Augen der Fahrgäste hinter dem dunklen Vorhang blickten alle nach vorne, der Wagen wich dem Schlamm aus, das über die Stufen überquellende Gepäck war mit einer Hanfschnur an der Karosserie festgebunden. Durch solch auffallende Besonderheiten konnte man mit einem Blick erkennen, daß es ein Auto war, mit dem die Fahrgäste jetzt aufwärts, dann wieder drei Meilen abwärts fuhren, den drei Meilen langen Paß überquerten und die elf Meilen lange Straße bis zum Hafen im äußersten Süden der Halbinsel entlangfuhren. In jenen Wagen stieg ich ein. Doch ich war dafür ein unpassender Fahrgast. Ich war nur einer, der bis zur Dorfpost gekommen und müde geworden war.

Der Tag hatte sich geneigt. Die Fahrt hinterließ bei mir keinerlei Eindrücke. Da war das angenehme Schaukeln des Wagens, das meine Müdigkeit vertrieb. Als die Dorfbewohner mit Seilen auf den Schultern von den Bergen zurückkamen, wich ein Gesicht, das ich vom Sehen kannte, mehrere Male dem Wagen aus. Da bekam ich allmählich Interesse für die "inneren Schwankungen des Willens". Und gerade das

begann meine Erschöpfung in irgendetwas anderes, Seltsames zu verwandeln. Schließlich begegnete ich jenem Dorfbewohner doch nicht. Wir fuhren um einen natürlichen Hain. Es erschien die Abendsonne. Das Rauschen der Schlucht erklang in der Ferne. Darauf folgte eine Allee alter Zedern. Sie war von kalter Bergluft durchdrungen. Wie ein Besen, auf dem eine Hexe sitzt, trug mich das Auto in die hohen Lüfte. Wieweit wollte es denn noch fahren? Sowie man durch den Gebirgstunnel kommt, ist man schon im Süden der Halbinsel. Um in mein Dorf zurückzukehren oder in den nächsten Badeort zu kommen, gibt es eine Straße, die drei Meilen nach unten führt. Als ich dort angekommen war, gelang es mir schließlich das Auto anzuhalten. Und ich stieg ins Innere der Berge im Abendlicht herab. Weshalb? Das weiß meine Erschöpfung. Ich lachte schadenfreudig über einen solchen Feigling wie mich, der mutterseelenallein in den Bergen zurückblieb. Die Vögel von den Eichen erschreckten mich jedes Mal, wenn sie ganz nahe vor mir aufflogen. Die Straße führte um eine schattige Talwand, aber wohin sie auch immer ging, es gab keinen freien Ausblick. Wie so der Abend herandämmerte, war mir ganz bange zumute. Die von den Eichen immer wieder auffliegenden Vögel erschreckten mich, als ich ihre riesige Gestalt von der Nähe sah. Sie überquerten die Zelkovien und Eichen, als ob sie durch ihre abgefallenen Blätter und Äste krochen.

Endlich aber tauchte das Tal vor mir auf. Das ferne Tal, in dem die Pracht der Zedern wie Zellen wucherte! Das Tal in seiner erhabenen Größe war unbeschreiblich. Im Dunst der Ferne lag ganz still und leise ein Wasserfall, von dem man keinen Ton hörte, und dessen Wasser sich nicht bewegte. In der schwindelnden Tiefe des Tales schlängelte sich kalt und weiß ein Schlittenpfad aus Holzstämmen dahin. Die Sonne ging gerade hinter dem Gebirgskamm gegenüber dem Tal unter. Nun beherrschte eine Stille das Tal, als hätte sie das Wasser niedergeschlagen. Nichts bewegte sich und nichts war zu hören. Jene Stille vermittelte außer dem traumhaften Anblick des Tales ein traumhaftes Gefühl.

Ich dachte. "Hier bis zum Anbruch der Dunkelheit sitzen bleiben! Welch großartige Verzagtheit! Ohne Bescheid zu wissen, werden sie im

Gasthaus schon mit dem Abendessen auf mich warten. Und was aus mir heute Abend werden soll, weiß ich nicht!"

Ich mußte wieder an mein von mir zurückgelassenes, trostloses Zimmer denken. Dort würde ich ganz bestimmt wieder zur Abendessenszeit von einem plötzlichen Fieber heimgesucht werden. In einen Kimono eingewickelt krieche ich ins Bett. Es ist immer noch kalt. Schrecklich vor Kälte zitternd stelle ich mir mehrere Male die Badewanne vor. "Jetzt dort zu baden! Was für ein angenehmes Gefühl!" Und die Treppe hinabzusteigen und zur Badewanne zu gehen wird gewissermaßen zu meinem eigenen Ich. Aber auch in meiner Phantasie lege ich keineswegs meine Kleidung ab. Ich steige in einen Kimono eingewickelt in die Wanne hinein. Ich kann meinen Körper nicht stützen. Blubbernd gehe ich unter, und auf dem Boden der Badewanne liege ich da wie ein Ertrunkener. Diese Vorstellung habe ich immer wieder. Und in meinem Bett warte ich darauf, daß sich die schreckliche Kälte wie die Flut zurückziehen wird.

In der Umgebung war es allmählich dunkel geworden. Nach dem Sonnenuntergang ließen die leuchtenden Sterne wässriges Licht zurück, als sie am klaren Himmelszelt erschienen. Das Feuer meiner Zigarette, die ich in meinen erstarrten Fingern hielt, färbte sich in der nächtlichen Finsternis. Jene Farbe des Feuers wirkte in der unendlich weiten Umgebung einsam und verlassen. Wenn man jenes Feuer löscht, verdunkelt sich diese Schlucht, ohne daß man auch nur einen einzigen Lichtpunkt der Lampe sehen kann. Die Kälte kam allmählich in meinen Körper gekrochen. Sogar ganz im Innern, wohin sich gewöhnlich keine kalte Luft von draußen wagt, war es abgekühlt, und es nützte nichts die Hände einfach in den Schoß zu legen.

Doch ich merkte, daß die Finsternis und Kälte meinen Mut allmählich wachsen ließen. Wieviel Stunden es auch dauern möge, ich war nun fest entschlossen, den drei Meilen weiten Weg zum nächsten Badeort zu Fuß zu gehen. Ein verzweiflungsähnlicher Zustand, der mich heftig bedrängte, verband sich in meinem Herzen allmählich mit grausamer Begierde. Nachdem Erschöpfung und Langweile schließlich eins geworden waren,

mußte ich das immer bis zum Schluß als Opfer ertragen. Als es völlig dunkel geworden, ich schließlich aufgestanden war, und in meiner Umgebung wieder Licht aufleuchtete, überkam mich ein ganz anderes Gefühl, das mich selbst zu neuem Mut erweckte.

In der kalten Bergluft machte ich mich, als ob ich die Finsternis zerreißen wollte, auf den Weg. Mir war kein bißchen warm geworden. Aber trotzdem fühlte ich manchmal die Luft meine Wangen streicheln. Zuerst glaubte ich, daß dies wegen eines plötzlichen Fieberausbruches sei oder an den körperlichen Unstimmigkeiten liege, die bei solchen Temperaturen auftreten. Aber ich ging weiter, ich begriff, daß wohl die glühende Hitze meines Arbeitszimmers noch an einzelnen Flecken des Weges übriggeblieben war. Dann kam es mir aber vor, als ob trotz der eisigen Dunkelheit in mir noch die Sonnenstrahlen meines Arbeitszimmers deutlich zu spüren seien. Die Dunkelheit, in der kein Fünkchen Licht zu sehen war, erweckte in mir ein ganz merkwürdiges Gefühl. Das war genug, um sich bewußt zu werden, daß durch das brennende Licht beziehungsweise unter dem Lichterglanz zivilisationsgeschädigte Menschen wie ich zum ersten Mal die Nacht begreifen können. Trotz der pechschwarzen Finsternis hatte ich genau das gleiche Gefühl wie in meinem Arbeitszimmer. Der von Sternen beleuchtete Himmel war ganz blaß. Sich auf dem Weg zurecht zu finden, war kein bißchen anders als in meinem Arbeitszimmer. Ich hatte immer mehr das Gefühl, als ob die glühende Hitze des Arbeitszimmers auf den Weg abfärbte.

Plötzlich nahm ich so etwas wie das Säuseln des Windes hinter mir wahr. In dem plötzlich herbeiströmenden Licht warfen die Kiesel auf der Straße Schatten wie Zähne. Ein Auto, das diesen ausweichen wollte, fuhr an mir vorbei, ohne mich auch nur im Geringsten zu beachten. Ich war eine Weile in Gedanken versunken. Das Auto fuhr schließlich um die Wand der Schlucht herum und tauchte auf der Straße gegenüber auf.

Nicht ein Auto schien zu fahren, sondern es war eher so, als ob sich die gewaltige Finsternis mit ihren Scheinwerfern immer weiter nach vorne schob. Als das alles wie ein Traum verfloß und die Umgebung in kalte Finsternis sich hüllte, bekam ich Hunger und in einem Ausbruch

dunkler Leidenschaft stampfte ich auf die Straße.

Was war das für ein Anblick tiefer Hoffnungslosigkeit. Ich begeben mich in die Umgebung meines Schicksal, so wie sie ist. Dies ist mein eigentlicher Gemütszustand. Wenn ich hier bin, empfinde ich nicht den Betrug wie in der Sonne. Meine Nerven spannen sich, wenn ich in Richtung Dunkelheit gehe, jetzt fühle ich meinen entschiedenen Willen. Das bereitet irgendwie ein angenehmes Gefühl. Die Dunkelheit mit ihrer die Haut zerreißen, grimmigen Kälte ist wie eine gerechte Strafe. Darin spannt sich angenehm meine Müdigkeit, und ich kann ein neues Schauern verspüren. "Lauf! Lauf! Lauf, bis du zusammenbrichst."

In einer grausamen Anwandlung peitsche ich mich an. "Lauf! Lauf! Lauf und töte!"

An jenem Abend blieb ich im äußersten Süden der Halbinsel vor dem Ankerplatz im Hafen vollkommen erschöpft stehen. Ich trank etwas Wein. Aber mir war, als hätte ich den Mut verloren. Ich wurde kein bißchen betrunken.

Der vom starken Meeresduft vermischte Geruch von Asphalt und Öl verbreitete sich dicht in jener Gegend. Das vertäute Seil knirschte wie der ruhige Atem des schlafenden Schiffes, und man konnte auf der Wasseroberfläche hören, wie sanfte Wellen beschwichtigend die Seiten des Schiffes tätschelten, um es in den Schlaf zu wiegen.

"Ist Herr X nicht da?"

rief die schmeichelnde Frauenstimme von vorher auf den Klippen. Es war, als ob sie die stille Luft zerreißen wollte. Von der Heckseite des mehr als hundert Tonnen schweren Schiffes mit seinen verstreuten Lichten antwortete undeutlich eine unsichtbare Stimme. Das war ein dröhnender Baß.

"Herr X ist nicht da."

Es war wahrscheinlich eine Frau, die den Schiffen des Hafens ihre Reize verkaufen wollte. Ich hörte der Baßstimme aufmerksam zu, aber ihre Worte hatten einen zweideutigen Klang und einen so scharfen Ton, daß die Frau schließlich aufgab und verschwand.

Ich erinnerte mich, daß die Nächte des verschlafenen Hafens schon

früher recht abwechslungsreich waren. Ich glaubte nun schon drei Meilen gegangen zu sein, doch trotz meiner Anstrengungen war noch kein Ende der Bergstraße abzusehen, schließlich wurde das Kraftwerk des Tales sichtbar, nach einer Weile erblickte man am Fuße des Tales zwei oder drei Papierlaternen, die den mühevollen Abend freudig willkommen hießen. Ich glaubte, daß diesem Licht die meisten Dorfbewohner nachgingen, um zum Badehaus zu kommen, das sicher nun ganz in der Nähe sein mußte. Ich wurde ganz munter, doch es war eine prachtvolle Täuschung. Als ich schließlich bei dem Bad angekommen war und meine kalten ermatteten Glieder gemeinsam mit den Dorfbewohnern in dem heißen Wasser aufwärmte, überkam mich ein seltsames Gefühl der Erleichterung. Fast war es für eine Erfahrung dieser Nacht, die man am geeignetesten mit dem Wort Rückblick bezeichnen könnte, zu inhaltsreich. Doch das war noch nicht das Ende. Ich ließ meinen Bauch anschwellen. Meine von Grausamkeit erfüllte Begierde, war sie nun herzergreifend oder nicht, befahl mir noch einmal auf die nächtliche Straße zu gehen. Ich mußte nun mit einem unsicheren Ziel, von dem ich den Namen zum ersten Mal gehört hatte, zu dem nächsten, zwei Meilen entfernten Badeort zu Fuß gehen. Auf jener Straße verirrte ich mich schließlich, und als ich unterwegs in der finsternen Nacht kauerte, kam schließlich ein verspätetes Auto vorbei, das ich herbeirief. Ich änderte meinen Plan und kam wieder in die Hafenstadt zurück. Aber wo war ich denn da? Ich mußte wohl an diesem Ort eine besondere Art von Geruchssinn gehabt haben, denn ich hatte das Bordellviertel betreten, wo die einzelnen Hurenhäuser entlang des Grabens standen. Einige Matrosen, wie in Seegras eingewickelt, die die weißgeschminkten Damen anmachten, torkelten da umher. Ich fuhr ungefähr zweimal um die gleiche Straße herum und ging schließlich in ein Haus hinein. Ich schüttete in meinen ermüdeten Körper den Wein nur so hinein, aber ich wurde nicht betrunken. Die Frau, die mir einschenkte, sprach von einem Makrelenboot. Sie war eine kräftige, gesunde Frau, gerade richtig für einen Seemann. Jene bot mir ihre Liebesdienste an. Ich bezahlte, fragte, was wo im Hafen sei, und ging hinaus.

Ich betrachtete in aller Ruhe das flackernde Licht des sich drehenden Leuchtturms in der Nähe des offenen Meeres. Ich fühlte, daß ein Abend so lang wie ein Rollbild endete. Da war das Geräusch, wie wenn eine Schiffsseite berührt wird, das Geräusch vom Spannen eines Seils, das verschlafene Licht des Schiffes. Alles war dunkel und still und erweckte in meinem Innern eine weichliche Sentimentalität. Soll ich mir irgendwo eine Unterkunft suchen oder wieder zu der Frau zurück? Auf alle Fälle hatte sich meine aufgewühlte, von Haß erfüllte Stimmung in der Hafenerwerft erschöpft. Dort stand ich eine ganze Weile. So etwas wie eine geistesabwesende Schläfrigkeit wurde, bis sie auch meinen Kopf ergriffen hatte, in der ruhigen Finsternis des Meeres sichtbar.

Ich wählte mir jenen Hafen als Ausgangspunkt und verschob meine Rückkehr zu dem Badeort in der Nähe um drei Tage. Die helle, südliche Farbe und der Geruch des Meeres hatte für mich etwas Wildes und Rauhes. Dieser außerdem vulgäre und leicht beschmutzte Anblick auf jene Ebene wurde mir aber bald überdrüssig. Ich hatte nicht die Zeit und die beruhigende Hoffnung, mein Herz in seinem Widerstreit von von Berg und Tal zu beschwichtigen, und ich wußte; daß ich irgendwann einmal die Dorflandschaft verinnerlichen werde. Und nach drei Tagen, um mein Herz zu verschließen, kehrte ich in mein Dorf zurück.

III

Mir ging es mehrere Tage nicht gut, und ich mußte im Bett bleiben. Ich empfand dabei keine besondere Reue. Ich dachte die ganze Zeit daran, wenn irgendjemand von meinen Bekannten das hörte, sich bestimmt seine Stimmung verdüstere, und er sich seine Laune verderbe.

An irgendeinem solchen Tag bemerkte ich plötzlich, daß es in meinem Zimmer nicht eine einzige Fliege mehr gab. Das versetzte mich in eine ziemliche Aufregung. Ich dachte nach. Irgendjemand mußte während meiner Abwesenheit das Fenster geöffnet haben. Ohne das Sonnenlicht hereinzulassen, mußte er Feuer gemacht haben, doch bevor das Zimmer sich erwärmt hatte, waren sie wohl vor Kälte gestorben. Das war durchaus denkbar. Sie lebten im Schatten der Tugend meines stillen Lebens gewis-

sermaßen wie unter ihren eigenen Lebensbedingungen. Und als ich meinem engen Zimmer entfloh, und mich selbst verurteilte und peinigte, waren sie tatsächlich vor Hunger und Kälte gestorben. Ich empfand darüber eine ganze Weile tiefste Schwermut. Nicht weil mich ihr Tod schmerzte, sondern weil ich feststellte, daß es irgendwelche unberechenbaren Bedingungen gibt, die mich zum Leben erwecken aber auch irgendwann einmal töten können. Ich glaubte, seinen breiten Rücken gesehen zu haben. Das war eine neue, mein Selbstgefühl verletzende Vorstellung. Und wegen dieser Vorstellung fühlte ich, wie mein Leben in Schwermut zu versinken schien.

Nachwort

Zu Lebzeiten Kaji Motojiros wurden zwanzig seiner Werke veröffentlicht, zusammen mit seinen Frühwerken und seinen hinterlassenen Schriften, hat er insgesamt 45 Werke geschrieben. Jene kleinen Werke, auch wenn sie noch so klein sind, (das längste hat 34 Seiten, das kürzeste eine Seite) bilden in sich ein geschlossenes Universum.

Kaji Motojiro wurde im Februar 1901 (M 34) in Osaka geboren und starb im März 1932 (S 7) in Osaka. "Zitrone" (Remon), das in der gemeinsamen Zeitschrift "Blauer Himmel" (Aozora) von literarisch interessierten Leuten, Abgängern der dritten Oberschule in Osaka, erschien, gilt als sein erstes Werk. Seine letzte Schrift "Der sorglose Kranke" (Nonki na kansha) aus dem Jahre 1932) wurde erst 1939 in der Zeitschrift "Die zentrale, öffentliche Meinung" (Chuo Koron) veröffentlicht. Während der letzten sieben Jahre seines Lebens von 1925 bis 1932, die die wichtigsten seines Schaffens waren, litt er an chronischer Bronchitis, und daher ist sein Werk von dem ständigen Kampf mit der Krankheit gezeichnet. An einen Freund schrieb er: "Ich glaube, es ist viel tragischer ein kurzes Leben zu haben, als nicht zu dem geistigen Gipfel emporzusteigen, den man eigentlich erreichen möchte."

Kaji Motojiro wurde nicht geheilt und starb schließlich mit 31 Jahren. Seine Werke zeigen einen unerschütterlichen Charakter, denn sie verlassen nie seine eigene Welt und kennzeichnen sich durch eine sensible

Empfindlichkeit. Sie bringen sein "Ich" zum Vorschein, das sein Leben und seinen Körper zerstört.

Gewöhnlich ist das Leben eine Beziehung zwischen dem eigenen "Ich" und der äußeren Welt und führt darüber zu einem Kompromiß, aber Kaji will die Reinheit seiner Empfindsamkeit zum Leben erwecken und kann sich mit einem solchen Kompromiß nicht zufrieden geben. Er schreibt in "Die Landschaft eines Herzens" (Aru kokoro no fukei): "Sehen? Was bedeutet das eigentlich? Das bedeutet, von dem eigenen Dämon teilweise oder ganz besessen zu sein."

Was Kaji Motojiro immer innigst gesucht hatte, war ein winziger Augenblick zwischen ihm, dem eigenen "Ich", und dem Gegenstand. In einem solchen Augenblick beginnt Kajis Schicksal wie ein Blitzlicht aufzuleuchten, aber zwischen einem solchen Bündel von Augenblicken vergeht die Freude, das Leben verwandelt sich wieder in "ewige Langweile", und Kaji wird wieder in Hoffnungslosigkeit gestürzt.

In "Zitrone" (Remon), "In irgendeiner Schloßstadt" (Shiro no aru machi ni te), "Die Landschaft eines Herzens" (Aru kokoro no fukei), "An einem Wintertag" (Fuyu no hi) findet man schon seine seelische Müdigkeit, seine Ermattung und seine Schwermut, aber Kaji erscheint immer noch als ein unermüdlicher Wanderer auf der Suche nach dem Glück. Die Gestalt eines frischen Zitronenkerns, die von Kindlichkeit erfüllte "Reinheit und Klarheit der gesunden Welt", die winterliche Sonne "die am weiten Himmelszelt untergeht, können ihm noch Trost bringen, und für kurze Augenblicke scheint sein Herz von Glück erfüllt zu sein.

Aber in den Werken nach "Die Geschichte einer Bambuswasserleitung" (Kakehi no hanashi) findet man nur noch verblaßte Schatten von der Suche nach dem Glück, Kaji scheint vielmehr das Glück abzulehnen und gelangt schließlich zu dem Punkt, wo er nur noch Werke schreiben kann, die von hoffnungsloser Leidenschaft und körperlichem Haß, der gegen ihn selbst gerichtet ist, erschüttert sind.

"Als ich noch in der Großstadt war, das war kurz vor Winteranfang, empfand ich grenzenlose Zuneigung zu dem Sonnenschatten, der in der

Landschaft vor meinem Fenster verblaßte. Ich betrachtete mit einem kaum zu unterdrückenden Gefühl von Reue und Gereiztheit den die Landschaft gleichsam in Tusche hüllenden Schatten. Um den Sonnenuntergang zu sehen, lief ich wie ein Verzweifelter hinaus und ging in der unübersichtlichen Stadt auf und ab. Nun habe ich jene Sehnsucht nicht mehr. Ich verneine keineswegs jenes Glücksgefühl, das von einer von der Sonne bestrahlten Landschaft ausgeht. Doch jenes Glück verletzt mich jetzt und deshalb hasse ich es."

Kaji Motojiro zog Anfang des Jahres 1927 (S 2) nach Yugashima auf der Halbinsel Izu um, um sich von seiner Krankheit zu erholen, doch von Tag zu Tag verfiel er körperlich immer mehr. Im Mai kehrte er nach Osaka zurück und ließ sich im Krankenhaus der Universität Kyoto untersuchen, als er aber von seinem schlechten Gesundheitszustand erfuhr, reiste er schon nach zehn Tagen wieder nach Yugashima ab. Er hatte die Absicht in Tokyo im Armenviertel des Edobezirks zu leben, konnte aber wegen seiner sich immer mehr verschlechternden Gesundheit diesen Plan nicht verwirklichen. Das Leben unter Proletariern war damals eine gesellschaftliche Mode besonders bei den linken Intellektuellen.

Für den Hintergrund seiner Kurzgeschichten, die von dunkler Hoffnungslosigkeit und der Vorahnung seines Todes überschattet waren, nahm er seinen Kuraufenthalt in Izu. Er beobachtete in aller Ruhe, mit der stillen Verzweiflung eines Tuberkulosekranken seinen eigenen körperlichen Verfall. In "der Geschichte einer Bambuswasserleitung" (Kakehi no hanashi) sagt er über sich selbst: "Mir wurde eine ewige Langweile zuteil. Meine Lebensvision war mit Verzweiflung beladen." In "Fliegen im Winter" schreibt er: "Ich verlangte innigst nach einer grausamen Freiheit, mich selbst zu töten." Man findet auch in den Spätwerken immer wieder die gleiche Betrachtungsweise und konsequenterweise ändern sich in seinem ganzen Werk hindurch seine Empfindungen kaum. Ob in Tokyo oder Kyoto, in der Schlucht des Badeortes oder beim Beobachten von kleinen Tierchen sieht er alles mit den gleichen Augen, mit denen er das mitleiderregende Schicksal eines Tuberkulosekranken sah.

Kajis Werk erscheint sowohl von seiner Empfindsamkeit her aber

auch von seinem literaturhistorischen Standpunkt aus ein Wunder zu sein. Im Herauswaschen der vom Leben getrüben Elemente, dem Herausschneiden des Populären und dem Hervorzeigen seiner reinen Empfindsamkeit bestehen zum größten Teil seine schweren Bemühungen.

Die Empfindsamkeit bei Kaji Motojiro ist aktiv und nicht wie die eines Schwammes, der passiv die Eindrücke seiner Außenwelt aufsaugt, denn er verarbeitet sehr feinfühling seine Gegenstände, und aus einer Reihe von vagen Eindrücken greift er ihr wahres Wesen heraus, über diese er sein eigenes "Ich" zu stellen versucht. Jedoch werden jene nicht durch ein friedliches Bewußtsein beherrscht, dessen fünf Sinne in harmonischer Ordnung sind. Kaji betrachtet die Natur in einer extremen Situation, nicht als ein Mensch, der sich als einen Teil des Ganzen betrachtet und dieseitsgerichtet, gelassen und heiter in der umgreifenden Landschaft des Seins steht, für den die Natur menschlich, lebensvoll und durch Mitleid besänftigend wirkt. Kaji zerreißt sogar die Harmonie der fünf Sinne und versucht auf einen Gegenstand seine eigene Wirkung auszuüben. Daher beurteilt er einen Gegenstand ausschließlich nur mit dem Auge oder nur allein mit seinem Gehör oder seinem Tastsinn. Jeder einzelne der fünf Sinne ist vom Körper losgelöst und setzt sich ganz nach eigenem Belieben mit dem Gegenstand auseinander. Ein Beispiel dafür findet man in der "Geschichte einer Bambuswasserleitung."

"Aus welchem Grunde wurde mein Herz durch so etwas gefangen-genommen. Auch wenn es mein Herz vernahm, war es doch ein stiller Tag. Sowie es mein Ohr klar unterscheiden konnte, wußte ich, daß ich auf wundersame Weise bezaubert worden war. Ich hatte das danach allmählich begriffen, aber als ich das liebliche Rauschen des Wassers hörte, begann ich zu fühlen, daß die Umgebung der Landschaft mich zu täuschen versuchte. Es gab keine duftenden Blumen, nur armselige Bartorchideen wuchsen hie und da, und die Wurzeln waren dunkel und feucht. Die Bambuswasserleitung und die Häuser waren in der ganzen Gegend alt und verfallen und lagen verstreut da. "Das ist drinnen", wenn ich meiner Vernunft Glauben schenken durfte. Als ich ein Weilchen dem Murmeln des Wassers lauschte, wurde die Einheit von Hören

und Sehen sehr bald durcheinandergebracht, durch diesen merkwürdigen Irrtum wurde zugleich mein Herz von einem wundersamen Zauber erfüllt."

Hier setzt er sich ausschließlich mit der Wirkung des Ohres auseinander und reagiert nur allein auf die Schönheit vom Klang des Wassers. In Fliegen im Winter spricht er von der Wirkung des Auges, durch die dem Menschen eine glückliche Welt vorgetäuscht wird.

"Auf der anderen Seite des Tales werden die Berghänge von Zedernhainen bedeckt. Ich habe in jenen Zedernhainen immer das Gefühl, von den Sonnenstrahlen betrogen zu werden.....Aber für die direkten Lichtstrahlen gibt es folgende Regel: Die Farbe eines Gegenstandes wird von der Farbe der Umgebung und der richtigen Harmonie zerstört. Aber nicht nur das. Es gibt nämlich die Totalreflexion. Durch den Gegensatz von Sonnenschatten und Sonnenlicht entsteht so etwas wie eine Finsternis. Es gibt wohl verschiedenerlei Trübungen. Und alle diese Dinge tragen zum Landschaftsbild, das von der Sonne bestrahlt wird, bei. Darin besteht die entspannte Stimmung, die Abstumpfung der Nerven und die Täuschung der Vernunft. Dies ist der Inhalt, der jenes Glück symbolisiert. Wahrscheinlich die Bedingung für das Glück auf dieser Welt."

An einer anderen Stelle in den "Fliegen im Winter" sagt er, die Sonne wolle ihn nur mit einer "hinreißenden Lebensillusion" täuschen, deshalb wolle er über das Thema "Ein Mann, der beim Sonnenbad die Sonne haßt" schreiben.

"Eine solche Stimmung beim Sonnenbad hat bestimmt seinen Grund in den sogenannten physiologischen Veränderungen des Körpers, bei denen der Blutkreislauf belebt wird und danach das Gehirn abstumpft. Stechende Qualen werden gemildert, mollig warm ergreift ein Wohlbehagen das Herz, doch zugleich empfindet man ein bedrückendes Unbehagen. Dieses Unbehagen nach dem Sonnenbad wirkt mit seiner unsagbar nichtigen Erschöpfung auf einen kranken Menschen niederschmetternd. Wahrscheinlich, weil ich diese verabscheue, sind in mir derartige Haßgefühle entstanden."

Der Verstand und die Empfindung wirken in einem sensitiven Ungleichgewicht, wodurch das friedliche und harmonische Bild der

Wirklichkeit auseinanderfällt, und gegenüber diesem Hintergrund eine ursprünglichere, andere Gestalt sichtbar wird, die diese Harmonie als ein "Nichts" entlarvt, "Nichts" nicht im buddhistischen Sinne als "mu", sondern im nihilistischen Sinne als "kyomu". Dieses "Nichts" empfindet ein Mensch, der am Leben verzweifelt, und für ihn wird das "Nichts" notwendigerweise zur tragischen Finsternis. Wegen seiner Krankheit war Kaji vom eigentlichen Leben ausgeschlossen, so daß er seinem eigenen Weg folgen mußte und die Gegenstände, auf die er direkt einwirkt, in empfindsamer Reinheit darstellt. Dadurch erweckt er sein eigenes Schicksal zum Leben, wird von Krankheit und Zerfall gereinigt, und es gelang ihm seine unschuldige Empfindsamkeit als solche darzustellen.

Auch vom literaturhistorischen Standpunkt aus kann man Kajis Werk als etwas Besonderes betrachten, denn es gehört weder ausschließlich zur Bewegung "der neuen Gefühlsmenschen" (Shinkankakuha) noch zur marxistischen Bewegung, den beiden Haupttendenzen, von denen die Literatur zu Beginn der Taishozeit bestimmt war. Jede Geschichte war in seiner Art ein in sich vollendetes Meisterwerk. Nach "einem Luxus, der nicht mehr als zwei oder drei Sen wert war" zu suchen, war eines der gemeinsamen Merkmale der literarischen Talente der späten Taisho und der frühen Showzeit. Doch Kaji ging darüber noch hinaus und macht ein ganz winziges Lebewesen wie "die Winterfliege" zum eigentlichen Helden der Geschichte. Immer wieder vergleicht er sein eigenes Schicksal mit dem der Fliegen: "Warum ahmen sie einen Kranken wie mich nach? Doch irgendwie haben sie so etwas wie einen "Lebenswillen"! Sie vergessen nicht, im Sonnenlicht sich zu paaren? Denn soweit sind sie dem Tod nicht entfernt." Er jedoch betrachtet das Sonnenlicht als eine Täuschung, die ihm nur eine Lebensillusion vorspielt. Als er in sein Badehotel zurückkommt, waren die Fliegen vor Kälte gestorben, was ihn in große Aufregung versetzte.

"Ich empfand darüber eine ganze Weile tiefste Schwermut. Nicht weil mich ihr Tod schmerzte, sondern weil ich feststellte, daß es irgendwelche unberechenbaren Bedingungen gab, die mich zum Leben erwecken aber auch irgendwann einmal töten konnten. Ich glaubte, seinen breiten

Rücken (des Todes) gesehen zu haben."

In diesem Vergleich findet man nicht nur die Todesvorahnung von Kaji Motojiro, sondern es wird auch durch die Fliegen über ihn auf die gesamte literarische Intelligenz seiner Gegenwart ihr bedrängter Zustand projiziert. In diesem Sinne kann man Kaji im Vergleich zu anderen japanischen Schriftstellern ungewöhnlich nennen, zumal er die Einheit von Natur und Mensch entschieden ablehnt.

Zeittafel

- 1901 (M 34) Kaji Motojiro wird in Osaka als Sohn des Kaji Sotaro und seiner Frau Hisako geboren.
- 1908 Sein Vater wird nach Tokyo versetzt.
- 1911 Umzug nach Toba in der Präfektur Mie.
- 1914 Umzug nach Osaka. Besuch der städtischen Mittelschule Kitano.
- März 1919 Kaji fällt bei der Aufnahmeprüfung in die städtische, technische Oberschule durch.
- Juli: Er besteht die Aufnahmeprüfung für die dritte Oberschule.
- 1920 (T 9) Im Frühjahr erkrankt Kaji an Rippfellentzündung und kann die Schule nicht besuchen. Juli, er muß eine Klasse wiederholen. Die Sommerferien verbringt er in Kitamuro in der Präfektur Mie. Während seiner Genesung kommt er mit Literatur in Berührung.
- 1921 (T 10) Juli: Kaji wird in die zweite Klasse der Oberschule versetzt.
- 1922 März: Er fällt bei der Abschlußprüfung durch.
- 1924 (T 13) Er beginnt mit dem Studium der englischen Literatur an der Universität Tokyo.
- 1925 Herausgabe der Zeitschrift "Blauer Himmel" (Aozora), in der er die Geschichte "Zitrone" (Remon) veröffentlicht.
- 1926 Zu Beginn der Showzeit wird er 26 Jahre alt. Wegen seiner fortschreitenden Krankheit schließt er seine Examensarbeit nicht ab. Vom Jahresende an verbringt er seine Zeit in Izu in dem Badeort Yugashima.
- 1927 (S 2) Während seines Kuraufenthaltes in Yugashima überquert er den Amagipafß und gelangt auf nächstlicher Straße nach Yugano, wo er übernachtet. Er besichtigt Shimoda und kehrt nach Yugashima zurück, wo er längere Zeit das Bett hüten muß.
- 1928 Er lebt weit entfernt vom großstädtischen Treiben in Yugashima. Im September kommt er nach Osaka zurück.
- 1930 (S 5) 30 Jahre. Seine Mutter wird ins Krankenhaus aufgenommen. Im September zieht er mit der Familie seines Bruders nach Hyogo. Seine Frühwerke werden unter dem Titel "Zitrone" (Remon) veröffentlicht. Ab Oktober lebt er mit seiner Mutter zusammen in Osaka.
- 1932 (S 7) Er stirbt am 14. März im Alter von 32 Jahren um zwei Uhr morgens.